

# NEOLOGISMUS

AUSGABE 09/2016



Foto: Lukas Heimann

How to be American – S. 11



Foto: Crieanta – deviantart.com (proprietär)

De Arte Magica – S. 18



Foto: Werner Kunz – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

Kulturkampf und Rassismus – S. 3

# Inhaltsverzeichnis

1	POLITIK UND GESELLSCHAFT	
	Kulturkampf und Rassismus . . . . .	3
2	FEUILLETON	
	Unsere akustischen Freuden für den Herbst . . . . .	5
	Weltuntergangsstimmung? . . . . .	6
3	LEBEN	
	How to be American . . . . .	11
	De Arte Magica . . . . .	18
4	KREATIV	
	11 Zahlen . . . . .	19

---

**Chefredakteur:**

Florian Kranhold

**Layout:**

Tobias Gerber, Florian Kranhold,  
Michael Thies  
Erstellt mit L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X

**Autoren:**

Lukas Heimann, Florian Kranhold,  
Philipp Sander, Michael Thies, Jennifer  
Krieger, Marc Zerwas, Jannik Buhr

**Redaktionsanschrift:**

Florian Kranhold  
Rottenburger Straße 8  
72070 Tübingen

**Kontakt:**

neologismus-magazin.de  
facebook.com/neologismus.magazin  
info@neologismus-magazin.de  
Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorgfältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung

für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen.

Der NEOLOGISMUS steht unter einer *Creative Commons*-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung, Nichtkommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz, [creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/)). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 1. Oktober 2016.

# POLITIK UND GESELLSCHAFT

## Kulturkampf und Rassismus

Fragen zu politischen Erklärungsversuchen

VON LUKAS HEIMANN

Am 4. September wurde in Mecklenburg-Vorpommern gewählt. Was sonst außerhalb des Bundeslandes wahrscheinlich wenig Aufsehen erregt hätte, schlug auf Basis des prognostizierten und dann tatsächlich auch eingetroffenen Ergebnisses größere Wellen als erwartet. Die AfD zog aus dem Stand als zweitstärkste Kraft in den Landtag ein; große Verluste bei allen anderen Parteien. In einzelnen Gemeinden auf Usedom kommen AfD und NPD gemeinsam auf über die Hälfte der Zweitstimmen<sup>[1]</sup>.

Solch schockierende Ergebnisse rufen zweifelsohne verschiedene Erklärungsversuche auf den Plan. Und hier ist ein durchaus interessanter Wechsel der Begründungen für den Erfolg der AfD erkennbar: So war noch vor wenigen Monaten das Bild des typischen AfD-Wählers der wirtschaftlich Abgehängte, dessen Probleme nicht von den Altparteien gelöst werden und der die einfachen Lösungsvorschläge der AfD attraktiv findet. Gerade im Osten sind nach dem Zusammenbruch der DDR viele Lebensläufe gebrochen, und gerade im Osten kann die eigentliche soziale Alternative, die Linkspartei, wegen eventueller personeller Verstrickungen im DDR-Regime nicht so sehr punkten, wie sie es eigentlich müsste. Dieses „Klassenkampf“-Argument klingt auch immer noch sehr plausibel. Dennoch wird in den Tagen nach der Wahl in Mecklenburg-Vorpommern verstärkt ein anderer Konflikt als zunehmend bedeutungsvoller dargestellt: Ein „Kulturkampf“.

Im Kern führt HANNAH BEITZER für die *Süddeutsche Zeitung* das Ar-



Foto: Werner Kunz – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

gument in einem Kommentar<sup>[2]</sup> recht schlüssig auf: Es gibt keinen Beleg dafür, dass die persönliche wirtschaftliche Lage maßgeblich ist für die Wahlentscheidung; stattdessen zieht sich als wahrer Grund eine gefühlte Unterhöhnung von tradierter Gesellschaft und Kultur durch alle sozialen Gruppen, insbesondere eben auch durch die Gruppe derjenigen, die sich selbst als hart arbeitende Bevölkerung wahrnehmen. Die Autorin schlussfolgert daraus: „AfD-Wähler sind Rassisten, keine Abgehängten“ und stellt fest, dass einfache soziale Maßnahmen das Problem AfD nicht lösen werden. Interessant ist ihre Beobachtung, warum das Kulturkampf-Argument nicht schon weit vorher in der Debatte angekommen ist: So lange man die AfD-Wähler noch an den prekär lebenden gesellschaftlichen Rand schieben konnte, hatte man nicht direkt und unmittelbar mit ihnen zu tun; die Angst vor Kulturverlust kann auch den gutbürger-

lichen Nachbarn zu einem vermeintlichen, rassistischen AfD-Wähler machen.

Eine ähnliche Position kann man am Rande auch in dieser Kolumne<sup>[3]</sup> der Kunstfigur DON ALPHONSO bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* finden. Im Großen und Ganzen geht es in dem Text darum, wie sich „die Provinz“ am konkreten Beispiel einer Gemeinde in Bayern als eigentlichen und erfolgreichen Leistungsträger der Flüchtlingskrise wahrnimmt, deren – auf Basis der direkten Erfahrungen jedoch durchaus berechtigten – Sorgen von „urbanen Eliten“ jedoch nur belächelt werden. Und auch wenn der Autor Hannah Beitzer aus dem ersten Beitrag als eine solche kritisiert, klingt auch bei ihm der Kulturkampf durch, hier unter dem Namen „Renaissance der Identität“: Man hat das Gefühl, dass aus der bundespolitischen Ferne zu starke Anpassungen an eine globalisierte Welt gefordert oder erzwungen

würden, was das ausgleichende Erstarke von kultureller Identität bewirkt.

Sehr deutlich sagt genau das auch GEORG PAZDESKI, Spitzenkandidat der AfD in Berlin, im Interview<sup>[4]</sup> mit TILO JUNG. Mehrfach spricht er in diesem längeren Gespräch von unserer kulturellen Prägung: Er nennt christlich-jüdische Religion, griechische Philosophie und römischen Rechtsstaat als die kulturstiftenden Einflüsse in Europa; der Islam hatte diese Auswirkungen (bisher noch) nicht. Er will die hier vorherrschende Kultur also bewahren und schützen und leitet daraus die Pflicht ab, muslimische Kultur in ihrer Ausbreitung einzuschränken, und das Recht, dies, soweit gewählt, auch zu machen – zum Beispiel, indem er die Burka oder andere Arten der Vollverschleierung verbietet.<sup>1</sup> Ganz unabhängig von der Sachdebatte, ob man das Recht hat, haben sollte oder haben kann, die Kultur (durch solche konkreten Maßnahmen) einzuschränken (sei es aus moralischen oder rechtlichen Gründen); auch hier klingt sehr deutlich ein Kulturkampf durch.

Und auch der Historiker PAUL NOLTE sieht im Gespräch<sup>[5]</sup> mit *tagesschau.de* auf die eine oder andere Weise einen Kulturkampf: Er spricht von „tief sitzende[r] Unzufriedenheit mit der Richtung, in die sich die Gesellschaft bewegt“ – und zieht interessante historische Parallelen: Auch in der Weimarer Republik waren es weniger die politischen Institutionen an sich als mehr eine kulturelle Krise, die für die zunehmende Unzufriedenheit mit der Demokratie verantwortlich war. Er schließt zwar (subjektiven) Wohlstand als Grund für die Wahlergebnisse nicht vollends aus, nennt aber die kulturellen Probleme als erstes und wichtigeres Argument.

Kommen wir also zu den im Untertitel versprochenen Fragen: War dieses Kulturkampf-Argument in der öf-

fentlichen Debatte schon immer da? Wurde es (aus den von von Hannah Beitzer genannten Gründen) übersehen? Oder ist das eine ganz neue Sichtweise? Wenn ja, warum?

Und, weitergehend: Lässt sich das Argument auf andere Themen übertragen? Bei der „Brexit“-Abstimmung scheint das ja durchaus möglich zu sein: Politik-Professor ERIC KAUFMANN hat nach dem Referendum sehr detaillierte Auswertungen<sup>[6]</sup> über die Wähler gemacht, und kommt zu dem Schluss, „the Brexit story is mainly about values, not economic inequality.“

Lässt sich das also auch auf die Präsidentschaftswahlen in den USA übertragen? Dagegen spricht ja eigentlich die Selbstwahrnehmung der USA als *Melting Pot* der Kulturen, also ohne völlig abgegrenzte eigene Identität, die es gegen irgendjemanden zu verteidigen gilt. Und als Flüchtlinge kommen höchstens Mexikaner in Frage, die aber aus wirtschaftlichen Gründen unerwünscht sind – und wegen der Drogen, die die Grenze überqueren. Lässt sich DONALD TRUMP also wirklich nur durch den Anti-Establishment-Gedanken erklären? Ich habe kürzlich zufällig kurz mit Trump-Supportern geredet, die tatsächlich ausschließlich das zum Ausdruck gebracht haben. Einer der ersten Sätze war, „Ich wähle nicht Democrat oder Republican, ich wähle Trump!“<sup>2</sup> Er meinte außerdem, die Republicans in der Gegend würden ihren eigenen Kandidaten nicht unterstützen (eben weil sie selbst das Establishment seien) – er habe selbst Trump-Schilder und T-Shirts usw. organisieren müssen. Statt echten positiven Argumenten für Trump wurden nur schlechte Aspekte der Wahlgegnerin HILLARY CLINTON als Trump-Wahlgrund angeführt: „Hillary ist ja Establishment. Ihre Stiftung, da geht ja kein Geld an die Bedürftigen, und die Spender kau-

fen sich im Grunde nur politischen Einfluss. Im Grunde will sie nur wegen des Geldes Präsidentin werden, und damit sie die erste Frau im Weißen Haus ist.“ Zusammengefasst also eben *kein* Kulturkampf. Aber reicht nur der Anti-Establishment-Gedanke als Begründung für Trumps Erfolg schon aus?

Ich möchte diesen Artikel mit den unbeantworteten Fragen enden lassen. Ganz unabhängig von den konkreten Sachfragen bleibt die Frage, wie man Phänomene wie die AfD erklären kann, nämlich eine durchaus relevante, weil sie unseren Umgang mit ihnen verändert – und entscheidet, ob es sich bei ihnen um Probleme oder nur Symptome handelt.

Daher rufe ich alle Leser dazu auf, sich zu diesen Themen selbst Gedanken zu machen. Mit der Bundestagswahl 2017 steht wieder für alle deutschen Bürger eine wichtige politische Entscheidung an.

Und wenn Sie Antworten auf die hier gestellten Fragen gefunden haben, freue ich mich natürlich über eine aufschlussreiche E-Mail an: [lh@neologismus-magazin.de](mailto:lh@neologismus-magazin.de).

- 
- [1] <https://twitter.com/gereonas/status/772693629135642624/> (abgerufen am: 08.09.2016, 18:33)
  - [2] <http://www.sueddeutsche.de/politik/landtagswahl-in-mecklenburg-vorpommern-die-afd-fuehrt-einen-kulturkampf-keinen-lassenkampf-1.3148761> (abgerufen am: 08.09.2016, 18:42)
  - [3] <http://blogs.faz.net/deus/2016/09/06/das-regierungsfreundliche-gibgeldduopfa-der-medien-in-der-provinz-3716/> (abgerufen am: 08.09.2016, 18:53)
  - [4] <https://www.youtube.com/watch?v=Rit89i-gJ2g> (abgerufen am: 05.09.2016, 20:00)
  - [5] <http://www.tagesschau.de/inland/demokratie-ltwmv-nolte-101.html> (abgerufen am: 08.09.2016, 18:59)
  - [6] <http://blogs.lse.ac.uk/politicsandpolicy/personal-values-brexit-vote/> (abgerufen am: 08.09.2016, 19:06)

<sup>1</sup>Interessant ist hier ein Widerspruch, in den er sich verwickelt: Er spricht davon, dass in 50 Jahren eventuell auch der Islam hier die Kultur geprägt haben könnte (im positiven Sinne!) – aber genau das versucht er ja durch seine Schutzmaßnahmen zu verhindern.

<sup>2</sup>Ich paraphrasiere hier.

# FEUILLETON

## Unsere akustischen Freuden für den Herbst

Mit dem September hat der Herbst begonnen, und wie bereits 2014 im Januar und August geschehen, möchten wir als Redaktion des NEOLOGISMUS Ihnen als Lesern ein paar unserer akustischen Freuden des vergangenen Monats vorstellen: Ob Musik, Podcasts, Hörbücher – was wir gehört haben, kann sehr weit gefasst sein. Und vielleicht entdecken Sie ja auch etwas für sich ...

VON LUKAS HEIMANN

*alexrainbirdMusic* ist ein YouTube-Channel, der laut Eigenbeschreibung „the best independent rock, pop, folk and electronic music“ veröffentlicht. Immer wieder als einzelne Titel von verschiedenen, unabhängigen Künstlern, oder monatlich und zu besonderen Anlässen als ca. einstündige Zusammenstellung – wie die aktuelle für diesen Herbst: [youtu.be/7\\_RbeqfG7Xs](https://youtu.be/7_RbeqfG7Xs)

Wenn ich mir vorstelle, wie mein Leben in 5 bis 10 Jahren aussieht, dann sehe ich vor meinem inneren Auge immer eine kleine Wohnung mit bequemen Sofa, vielleicht ein kleines Kaminfeuer, draußen ein regnerischer Herbsttag, und ich drinnen mit Tee und einem Buch – und im Hintergrund läuft diese Musik, die einfach perfekt für einen entspannten Abend ist.

VON FLORIAN KRANHOLD

Ja, von Goethes *Erlikönig* und Schuberts klassischer Vertonung gibt es eindeutig zu viele Variationen, sowohl textliche als auch musikalische. Eine besonders schöne ist mir in den letzten Wochen zu Ohren gekommen: Eine moderne, poppige Bearbeitung des Schubertsatzes durch das vierköpfige A-cappella-Pop-Ensemble MAYBEBOP.

Geschickt werden hier die vier Rollen – Erzähler, Vater, Sohn und wirrer König – auf die Stimmlagen aufgeteilt, sodass jeder der Sänger Pas-

sagen hat, in denen er die Hauptstimme hat. Die Begleitung hat es aber in sich: Das modulatorische Gesamtkonzept weicht von dem Schuberts an einigen Stellen ab (damit es besser in die jeweiligen Gesangslagen passt), verliert dadurch aber nicht an musikalischem Anspruch. Je nach situativem Kontext variiert die rhythmische Ausgestaltung zwischen fast schon spielerisch verschränkten Punktierungen und gnadenlos hämmernden und wirkungsvoll synkopierten Achtelmotiven. Der Geniestreich, den Vorhalt bei drei „Mein Vaaaaater“-Stellen nicht, wie bei Schubert, als Nonvorhalt der Dominante, sondern als Sextvorhalt der Tonika – in Dur! – auszusetzen und dann ein Spiel zwischen kleiner Sext und großer Terz zu spielen, wirkt hier besonders toll.

Es gibt hiervon auch eine Albumversion, eine meines Erachtens deutlich eindrucksvollere, professionell aufgenommene Live-Version gibt es hier: [youtu.be/H3wa077Uvac](https://youtu.be/H3wa077Uvac)

Fazit: Es mag zwar zu viele Bearbeitungen des Erlkönigs geben, aber einige davon gibt es zurecht.

VON PHILIPP SANDER

Gegen Ende des letzten Jahres hat die YouTuberin COLDMIRROR eine Serie mit dem Namen *5 Minuten Harry Podcast* begonnen. Darin widmet sie sich jeweils einem Abschnitt des Films *Harry Potter und der Stein der Weisen* und analysiert ihn. Die Zeitangabe im Titel bezieht sich dabei nicht etwa auf die Videolänge, sondern auf die Länge des behandelten Filmabschnitts.

Man merkt jeder bisher erschienenen Folge des Podcasts die große Leidenschaft COLDMIRRORS für das *Harry Potter*-Universum an: Die Analyse wird von umfangreichen Funfacts und zahllosen Anmerkungen zu Details und Filmfehlern begleitet, die teils auf Informationen aus *Pottermore* oder anderen Äuße-

rungen J. K. ROWLINGS, teils auf eigenen Beobachtungen basieren. Teilweise durch absurde Fakten, vor allem aber durch die Kommentierung durch COLDMIRROR wird der Podcast sehr unterhaltsam.

Damit der Hörer jeweils weiß, wovon gerade die Rede ist, ist der Podcast mit Standbildern aus dem behandelten Film hinterlegt, sodass sichtbar wird, über welchen zentimetergroßen Gegenstand im Hintergrund gerade seit zehn Minuten geredet wird. Streng genommen handelt es sich bei dem Podcast also nicht um eine rein akustische Freude, aber da das Hauptaugenmerk auf dem gesprochenen Wort liegt, halte ich die Empfehlung an dieser Stelle dennoch für angebracht. Die erste Folge findet sich unter [youtu.be/F4sv53yydA8](https://youtu.be/F4sv53yydA8).

VON MICHAEL THIES

Das Musiker-Duo FEWJAR erlangte vorrangig durch den gleichnamigen Youtube-Channel Bekanntheit und lässt sich in keine Musikrichtung so recht einordnen. Die von ihnen selbst als *Polygenre* bezeichnete und an Pop angelehnte Musik der Albumaufnahmen trifft nicht direkt meinen Geschmack. Vor Kurzem bin ich jedoch auf die im Dezember 2013 veröffentlichten „Roomsessions“ aufmerksam geworden, in denen Fewjar einige ihrer Lieder „unplugged“ (ein Wort, das man bei all den Samples und Synthesizer nur ungern verwendet) eingespielt haben.

Besonders beeindruckt hat mich die Roomsession-Version von *S.P.A.M.*. Das Lied thematisiert – ähnlich wie Maybebops *Zuvielisation* – den Informationsüberfluss, dem wir in der heutigen Welt tagtäglich ausgesetzt sind. Der eher abstrakte englische Liedtext wird durch einen Rap-Part von TOMMY BLACKOUT unterbrochen, der in dramatischen Bildern, eher verzweifelt als aggressiv, die Aussage unterstützt.

[youtu.be/qecitnfnMQ](https://youtu.be/qecitnfnMQ)

VON JENNIFER KRIEGER

Mein letzter Monat Musik zeigte sich sehr durchmischt, aber doch eher emotional. Besonders angetan hat es mir eine Sammlung von Klavierstücken, die mir ein langjähriger Freund zukommen ließ. Aus ebendieser Zusammenstellung wirkt mir OLAF ADAMIETZ' Stück *The Secret* sehr empfehlenswert. Ein wenig verspielt und verträumt, aber nicht zu komplex, zeichnet es für mich abhän-

gig von meiner aktuellen Stimmung verschiedene warme Bilder und Gefühle.

Die letzten warmen Tage im Herbst, an denen die Blätter der Bäume zwar schon Rottöne annehmen, aber die Sonne noch genug Wärme spendet, dass man ohne Jacke durch den Wald streifen kann. Haare, die im Wind fliegen. Farbenfrohe Sonnenaufgänge. Libellen, die am Flussufer lustige Muster fliegen. Nebelschwaden, die den frühen Mor-

gen einhüllen. Das Geschrei der Zugvögel, die sich auf den Weg gen Süden machen. Ein erstes starkes Gewitter, das man bei einer Tasse Tee, eingerollt in eine weiche Wolldecke, aus dem Dachbodenfenster heraus beobachten kann. Das erste Mal in diesem Jahr den Pegasus in seiner vollen Pracht am Sternenhimmel entdecken. Die Zuversicht, dass Dinge gut sind, wie sie sind, oder gut werden.

## Weltuntergangsstimmung?

Eine Rezension von Equilibrium's *Armageddon*

VON MARC ZERWAS

Als ich vor zwei Jahren den *Erdentempel* der Band *Equilibrium* reviewte, war ich doch sehr gespannt, in welche Richtung sich die Band von da ausgehend entwickeln würde. Kurz vor Erscheinen verließen einige Bandmitglieder die Band, sodass nur noch RENÉ BERTHIAUME als letztes Originalmitglied übrig blieb. Das Ergebnis war ein relativ durchwachsenes Album. Es gab ebenso viele Hits wie Nieten. Auch qualitativ konnte das Album sich nicht so recht entscheiden, ob es großartig, generisch oder ziemlich mies sein wollte.

Nun folgt *Armageddon*, das fünfte Werk der Spielleute, und der Blick aufs Cover erfreut auf den ersten Blick. Der gleiche Künstler wie beim *Erdentempel* war erneut (nur unter anderem Künstlernamen, was es super zum Recherchieren macht) am Werk. Potentiell handelt es sich um ein sehr schönes und detailliertes Motiv. Es ist vergleichsweise düster gehalten doch irgendwie wirkt es, als habe man es nach der Fertigstellung durch zu viele Filter gejagt und den Kontrast zu sehr reduziert. Im Booklet macht sich hingegen Langeweile breit. Keinerlei weitere Artworks, dafür alle zwei Seiten Bilder von René und Robse, als ob es keine anderen Bandmitglieder gäbe. Insgesamt handelt es sich um eine ganz passable Präsentation, aber sie kann leider mit keinem der vorangegangenen Al-



Abb. 2.1: Equilibrium in alter Besetzung auf dem Rockharz Open Air 2014

ben mithalten. Immerhin wird wie beim Vorgängeralbum eine zweite CD mitgeliefert, welche das gesamte Album in instrumentaler Fassung beinhaltet. Eine durchaus lohnende Ergänzung zum ebenfalls erhältlichen 1-Disk-Set.

Doch genug von solchen Äußerlichkeiten. Wie ist es um den Charakter des eigentlichen Albums bestellt? Wer an dieser Stelle lediglich eine weitgehend spoilerfreie Einschätzung haben möchte, springe am besten direkt zum Fazit am Ende des Artikels. Ansonsten springen wir nun direkt ins Intro des Albums.

*Sehnsucht* beginnt zunächst sehr überraschend mit einem bekannten Einstein-Zitat, in welchem er sich

gegen Krieg und für Wissenschaft, Fortschritt und Aufbau ausspricht. Ein schöner Satz, von einem hier sehr unmotivierten Sprecher vorgelesen, jedoch in erster Linie ein interessanter stilistischer Bruch mit dem bisherigen Schaffen von Equilibrium. Treten sie nun auch in die Riege an Bands ein, welche im großen Stil Gesellschaftskritik üben möchten? Auf Basis der vergangenen Diskographie bin ich eher skeptisch, ob das stilistisch funktioniert und vor allem, ob René, der nun die Texte verantwortet, dem gewachsen ist. Hier ist ein gewaltiger Qualitätssprung im Vergleich zum letzten Album vonnöten. Musikalisch ist das Stück nach dem Zitat ein sehr hü-

sches, wenn auch für die Band gewöhnliches Instrumental. Man hat eine schöne epische Grundmelodie, die etwas variiert wird, doch es fehlen irgendwie eine zweite Spur oder ein paar Akzente, die das Lied zu etwas Großem machen würden wie das Intro zu dem zweiten Album *Sagas*. Insgesamt verspricht das Intro aber musikalische Konsistenz gegenüber den Vorgängern sowie textlichen Anspruch. Mal sehen, ob die übrigen Stücke des Albums dem gerecht werden können.

Was *Erwachen* betrifft, so bestätigt sich die textliche Seite nicht wirklich. Es ist ein wildes Sammelurium aus „Hallo, wir sind wieder da“ und ein paar platten Lebensweisheiten. Kein Gedanke wird geschickt zu Ende geführt und man flüchtet schnell in den Refrain, dessen Lyrics immerhin im Ohr bleiben und live hübsch funktionieren könnten. Musikalisch liefert der Song jedoch etwas mehr. Obwohl wie beim *Erdentempel* das Intro ignoriert und die mühevoll aufgebaute Atmosphäre mit einem harten, aber generischen Gitarrenschrämmel zerstört wird, finden wir doch einen brauchbaren Song vor. Auf einmal grätscht jedoch eine recht fröhliche Melodie rein, welche dann dieses Gefühl von Größe, was das Intro vermittelte, wieder aufgreift. Warum hat man mit sowas nicht angeschlossen, anstatt diesen unschönen Bruch zu provozieren? Das Lied geht alsdann wieder über in schnelle Strophen, welche mit Robses typischer düsterer Stimme gesungen werden. Auch kurze melodische Parts wirken nun passender und für einen Moment hat man das Gefühl, der Song habe seine Stimmung gefunden, als der Refrain einsetzt, welcher nun wieder sehr träge ist. Für sich genommen funktioniert dieser Teil großartig, aber alles zusammen wirkt irgendwie lieblos zusammengestückelt. Das kurze Zwischenspiel danach gefällt hingegen wieder sehr gut und fungiert als immer schneller werdende Verbindung zwischen den beiden sehr unterschiedlichen Ideen. Sehr gut gemacht. Danach wiederholt das Lied nochmal bekannte Elemente und fügt nichts Wesentliches mehr hinzu. Das Lied ist abgesehen vom garstigen Beginn nicht schlecht,

aber der Hörer hat das Gefühl es sei noch mehr möglich gewesen als nur ein „gutes“ Lied. Man baut auf den ersten Ideen nicht weiter auf und versäumt es dann gelegentlich, die vom Tempo her unterschiedlichen Teile sinnvoll zu verknüpfen – so wirkt alles etwas konfus. Dennoch ein brauchbarer Opener.

*Katharsis* hingegen beginnt schon einmal sehr vielversprechend. Nach einem kurzen Vorspiel geht's direkt aggressiv los. Der wuchtige Riff und der fast schon böse Gesang treiben die Erwartungen an den restlichen Song sehr hoch. Eine Flöte ertönt, nimmt etwas Tempo aus dem Stück, was anfangs sehr gut ins Gefüge passt. An diese nette Idee schließt sich jedoch ein Instrumentalpart an, der nicht aufzuhören scheint und sich pausenlos wiederholt, bevor man wieder mit der zweiten Strophe zur ursprünglichen Stimmung zurückkehrt. Hier wäre entweder weniger mehr gewesen oder man hätte mit der Melodie etwas Interessantes machen müssen. So jedoch wirkt es etwas künstlich gestreckt. Von der wieder sehr guten Strophe schwenkt der Song sehr schnell in den ungewöhnlichen, aber überzeugenden Refrain. Die Mischung aus Growls und klarem Gesang gleichzeitig ist ungewöhnlich und gibt dem Stück eine etwas urtümliche Note. Auch der Tempowechsel zum Langsamen und Stampfenden funktioniert hier sehr gut. Man schließt hier wieder mit dem langen Instrumentalteil an, der anfangs einen schönen Gegensatz zum aggressiven Teil liefert, sich aber bald wieder zu ziehen beginnt. Der Gesang wird nun sehr schön melodisch ins Werk eingeflochten, bevor das restliche Stück mit Refrain und der stets wiederkehrenden Melodie aufgefüllt wird. *Kartharsis* wirkt ähnlich wie *Erwachen*. Teils sehr gute Ideen werden durch einen mir unerklärlichen Hang zu einem zu abwechslungsarmen Thema etwas gestört. Die Elemente, die funktionieren, klingen aber sehr gut, weswegen ein positiveres Gefühl als beim Opener zurückbleibt. Trotz des hochtrabenden Titels bleiben die Lyrics aber simpel. Im Grunde genommen gehe die Welt den Bach runter und man müsse als Menschheit langsam

mal handeln anstatt nur darüber zu reden. Grundsätzlich richtig, aber der ganze Text wirkt etwas banal.

In *Heimat* versucht man hingegen in den Strophen, die Botschaft etwas verklausulierter zu transportieren, was mir etwas besser gefällt. Auch die Idee des Liedes, dass der Begriff der Heimat nicht unbedingt an einen Ort gebunden sein muss, sondern vielmehr mit Emotionen oder Personen verbunden werden kann und somit überall zu finden ist, finde ich gerade in diesen Tagen als einen sehr netten Gedanken – durchdachtet, als sich schlicht auf seine Ursprünge zu berufen. Ich würde sagen, dies ist der erste brauchbare Text des Albums (Einstein selbst natürlich ausgenommen). Das gesamte Stück ist vordergründig wesentlich simpler gestrickt als die beiden vorangegangenen Lieder. Es beginnt mit einer sehr fröhlichen Melodie und behält diese Stimmung über das ganze Stück hinweg bei. Der Übergang zur etwas langsameren Strophe ist sehr fließend. Der daran anschließende Refrain fügt sich auch wunderbar in die optimistische Gesamtstimmung ein, hätte jedoch etwas mehr Charakter vertragen können. Er ist teilweise doch sehr banal gestrickt. Aber das ist auch das einzige, was ich musikalisch an valider Kritik anführen könnte. Im Folgenden spielt das Stück mit den etablierten Motiven, sorgt für Abwechslung, ohne die Grundstimmung in irgendeiner Form zu torpedieren. Die rein instrumentalen Parts vermitteln ein Gefühl von Wärme und Vertrautheit, was auch wunderbar zum Thema passt. Das ganze Stück ist wirklich gut geschrieben und gefällt nach mehrmaligem Hören immer mehr. Sehr schön ist auch die einsame Flöte, als das Stück ausklingt. Das Lied hätte durchaus auch auf einem der vergangenen Alben Platz gefunden und wäre dort nicht vollkommen untergegangen. Jedenfalls haben wir mit *Heimat* das erste große Highlight des Albums.

Für sehr viele zählt auch *Born To Be Epic* als eine wahre Lichtgestalt in diesem Album, während andere das Stück nicht ausstehen können. Ich setze mich mal ganz dreist zwischen alle Stühle, denn obgleich das Lied auf dem Album für mich wahr-

lich eine Tortur darstellt, gefällt es mir zum Beispiel live sehr gut. Es beginnt zunächst mit einem einsamen prominenten Schlagzeug ohne die sonst übliche orchestrale Untermauerung. Diese setzt jedoch nach einem kurzen Moment der Verwunderung in einem fast schon albernem Maße kraftvoll ein. Dies wird begleitet von einem herrlich dummen Text. Mit „I walk on fire alone and still consider it's cold.“ beginnt dieses literarische Prachtwerk und wird von da an immer stupider. Es wirkt, als baue sich das Lied mit einer Bridge dramatisch zu einem ebenso überzogenen Refrain auf und dann ... landet man in einem Flötenspiel begleitet von etwas Dupstep. Was zum ...? Im Musikvideo sieht man an dieser Stelle noch tanzende Dolche und Flöten. Man hat das Gefühl, im falschem Film gelandet zu sein. Das Lied geht daraufhin zurück zu schamlos überzogenem Bombast und schwankt für den Rest zwischen diesen Extremen. Lediglich kurz vor dem letzten Gedudel erhält der Hörer ca 30 Sekunden, die sich etwas nach Equilibrium anhören. Ich verstehe ja, wo das Lied hinmöchte. Es ist mir klar, dass es ein sehr humorvolles Lied sein möchte, wie beispielsweise die *Wirtshausgaudi* im Vorgängeralbum. Aber wie es mit Comedy nun mal ist, entweder sie funktioniert oder nicht. Für meinen Teil wirft das Lied mich zu sehr aus dem Album heraus, als dieses grade angefangen hat sich qualitativ etwas zu fangen. In der ausgelassenen Stimmung eines Festivals mag das Lied perfekt passen aber grundsätzlich gefällt es mir nicht wirklich.

Interessant stellt sich auch der Beginn von *Zum Horizont* dar. Nach einem sehr guten schnellen und aggressiven Einstieg wechselt es für einige Sekunden in etwas, was sehr den Charme von osteuropäischem Folk versprüht. René verrät im offiziellen Video, sie hätten mit Balkansounds experimentiert. Dies erwischt einen zunächst etwas auf dem falschen Fuß, doch man ist ebenso gespannt, wo das hinführt. Nun ja, zu nichts. Wir landen in einer netten aber belanglosen Strophe, die stilistisch nichts mehr mit dem vorherigen Klangbild zu tun hat. Die osteuropäischen Einflüsse klingen manchmal noch ein

bisschen im Hintergrund durch, aber eine tragende Kraft in dem Stück sind sie gewiss nicht. Auch der Refrain wirkt ganz okay, reißt aber niemanden wirklich vom Hocker. Ein kurzes fröhliches Zwischenspiel und wir landen wieder beim aggressiven Einstieg, der hier auch schon massiv an Wirkung verloren hat. Von hier an hat man auch alles Wesentliche gehört. Ein paar instrumentale Parts lockern das Lied noch ein wenig auf, aber es plätschert nur noch ein wenig aufs Ende zu. Der Schluss hingegen ist noch ganz witzig mit einem kleinen Gitarrenspiel aufgehübscht. Wie bei den Liedern zu Beginn des Albums fehlt hier der letzte Feinschliff. Wären all die Ideen etwas mehr miteinander verknüpft und die für die Band ungewöhnlichen Einflüsse mehr zum Tragen kommen gelassen worden, hätte es ein recht guter Song werden können. So wirkt er doch sehr unfertig. Von den Lyrics erwarte ich zu diesem Zeitpunkt auch nicht mehr viel. Es geht irgendwie ums Reisen und Fernweh. Wurde das Album nicht als furchtbar düster angekündigt?

Auch *Rise Again* beginnt zunächst abartig fröhlich mit der bisher wohl besten Melodie des Albums. Nach den sehr atmosphärischen Klängen gibt eine Flöte die Grundmelodie vor und die sonst so mächtige Gitarrenwand ist um diese herum geschrieben anstatt selbst den Ton anzugeben. Als ich wesentlich später erfahren habe, dass Teile des Liedes bereits zu Zeiten des zweiten Albums *Sagas* geschrieben wurden, überraschte mich das nicht sonderlich. Generell sind alle instrumentalen Parts in diesem Stück die besten auf der gesamten Platte. Alles unterliegt dieser einen fröhlichen Leitmelodie, doch diese wird pausenlos variiert und vor allem im Tempo und in kleinen Details verändert. Es ist wahrlich eine Wonne zu hören, wie sie sich zwischen den Strophen einbetten, womit wir bei einem der Schwachpunkte des Songs angelangt sind: Strophen und Refrain fallen qualitativ etwas ab. Ich vermute, sie mussten sängerbedingt umgeschrieben werden; sie wirken infolgedessen etwas eindimensional in dieser vielschichtigen Umgebung. Sie sind nicht wirklich schlecht, doch

irgendetwas wirkt hier sehr schlicht und ich kann nicht wirklich mit dem Finger darauf zeigen, was mich speziell stört. Den größten Schwachpunkt jedoch stellen mal wieder die Lyrics dar. Schon auf dem letzten Album wurde deutlich, dass René besser keine Texte auf Englisch schreiben sollte. Bei *Born to be Epic* war es noch okay, da das ganze Lied nicht ernstgenommen werden will, aber hier wirkt es für den langjährigen Fan tatsächlich vom Klangbild her etwas störend.

Dasselbe lässt sich ebenfalls auch zu *Prey* sagen. Der Text hier ist zwar etwas düsterer und auch etwas besser verfasst, doch es wirkt immer noch sehr komisch, wenn Robse versucht, auf Englisch zu singen. Vielleicht versinke ich an dieser Stelle aber auch nur in unbegründeter Nostalgie und das ist gar kein so großes Problem für den eventuell etwas distanzierteren Hörer. Viel interessanter ist jedoch die musikalische Gestaltung, und hier weiche ich mal wieder von der Onlinegemeinde ab, die den Song als vergleichsweise langweilig empfindet. Ich finde jedoch, er verkörpert sehr gut die Atmosphäre, welche ursprünglich für das Album angedacht war. Die Fröhlichkeit des vorangegangenen Liedes wird direkt mit einem fiesem Riff zerstört. Es ist ein sehr mächtiger Beginn, welcher nach etwas Aufbau in eine sehr atmosphärische Keyboardpassage mündet. Bisher ist es vielleicht das epischste, was das Album zu bieten hat (und das bei einer Band, die ihr Genre selbst gern als „Epic Folk“ bezeichnet). Auch die Strophen sind im Wesentlichen Variationen des anfänglichen Riffs. Auch der Aufbau zum Refrain hin ist wahrlich fantastisch. Simpel, aber effektiv. Der Refrain selbst steht dem in nichts nach. Es steckt nicht unbedingt die komplizierteste Melodie dahinter, aber das Ganze vermittelt eine Größe, welche das Album bisher hat vermissen lassen. Gegen Ende trumpft das Lied nochmal nach einer kurzen Pause mit einer sehr prominenten aggressiven Gitarrenmelodie auf, welche schnell in ein wahrlich rasantes und episches Instrumental mündet. Dies gibt dem Lied noch einmal einen gebührenden Abschluss und suggeriert

eine Vielschichtigkeit, welche das eigentliche Stück eventuell an der einen oder anderen Stelle hat vermischen lassen. Grundsätzlich aber mit leichten Abstrichen ein sehr gutes Lied.

*Helden* ist mal wieder ein ungewöhnliches Stück, primär aber wegen des Themas. Nach einem etwas irritierenden Sprecher zu Beginn wird im Laufe des Stückes immer weiter klar, dass es sich um eine Hommage an Videospiele handelt. Explizit werden Klassiker wie *Secret of Mana* (1993) oder *Super Mario* angedeutet oder auch modernere Werke wie *The Elder Scrolls V: Skyrim* (2011), sowie auch die *Witcher*-Reihe. Der Text ist zwar auch nicht wirklich gut geschrieben (wie könnte es anders sein?), doch solche Anspielungen machen ihn zumindest sympathisch und man hat das Gefühl, als bringe der Autor hier eine echte Passion hinein, die man bisher vermisst hat. Ob das zwangsläufig zu *Equilibrium* passt, steht auf einem ganz anderen Blatt. Als passionierter Spieler sagt es mir doch ein wenig zu. Das Lied beginnt wie erwähnt auch zunächst sehr ungewöhnlich mit einem Sprecher. Dies wirkt zwar zunächst seltsam, passt aber letzten Endes doch zu dem Stück. Danach geht es direkt kraftvoll in den etwas öden Refrain. Wie so oft ist er nicht schlecht, klingt aber wie schon tausendmal gehört und irgendwie belanglos. Das restliche Lied dümpelt auch sehr uninspiriert für lange Zeit vor sich hin, als sich auf einmal ein Sound von *Super Mario* in das Lied einschleicht. Daraufhin bekommen wir etwas 8-Bit Musik zu hören. Die Idee ist sehr witzig, zumal dies dann wieder noch von den E-Gitarren begleitet wird. Allerdings wäre hier mehr möglich gewesen. Warum arbeitet man an dieser Stelle nicht mit jemanden wie CHRIS HÜLSBECK zusammen, der viele alte Soundtracks zu Spielen der Ära geschrieben hat und Erfahrung darin hat, diese in Rockmusik umzuwandeln, wie er es mit *Machinae Supremacy* beim fantastischen *Giana Sisters*-Soundtrack unter Beweis gestellt hat. So nimmt man erneut eine viel zu simple Melodie wahr und kann dieser wenig Interessantes hinzufügen. Das man dann nach der

erneuten Wiederholung des Refrains sehr hastig aufhört, hilft auch wenig. Schade! Erneut präsentiert man einige gute Ideen, welche auch durchaus Spaß machen (es ist kein schlechtes Lied!) aber wieder verschenkt man massiv Potential.

Wenn es einen Preis für das mit Abstand schwächste Stück des Albums gäbe, so wäre *Koyaaniskatsi* hierfür mein offizieller Kandidat. Im Wesentlichen handelt es sich um ein vierminütiges Instrumental mit einigen Sprechpassagen zwischendurch, welche musikalisch minimal begleitet werden. Beginnen wir zunächst mit diesen Bausteinen: Ich habe ja absolut nichts gegen einen veganen Lebensstil. Für mich persönlich wäre das absolut nichts – und man kann hier sicherlich vieles hinterfragen –, aber wenn jemand damit glücklich ist, kann er das sehr gerne tun. Ich halte es auch für vollkommen in Ordnung und begrüßenswert, wenn der Autor eines Liedes seine Gedanken und Ansichten zu diesem Thema ausdrückt. Doch wenn in einer sehr neunmalklugen und fast schon herablassenden Stimme ein sehr unpersönlicher und meiner Meinung nach nichtssagender Text darüber vorgetragen wird, so frage ich mich an dieser Stelle, was das soll. Hätte man wie bei *Helden* einen eigenen Text verfasst, der wirklich das eigene Befinden widerspiegelt, hätte ich das vielleicht begrüßt. Aber diesem nichtssagenden Text eines mir unbekanntes STEFAN HERTRICH (Musiker und Autor spiritueller Bücher) kann ich persönlich sehr wenig abgewinnen. Darüber hinaus hat das Lied auch wenig mehr zu bieten. Die sehr simple kurze, aber anfangs noch schöne Melodie wird bis zum Erbrechen wiederholt, dass man sie nicht mehr hören mag, und erst gegen Ende, als die grandiose Botschaft vorgetragen wurde, baut man ein paar andere Instrumente ein, um das Ganze etwas abwechslungsreicher zu gestalten. Es ist ein meiner Meinung nach überflüssiges Lied, was sehr schade ist, denn mit etwas mehr Mühe hätte man zu dem Thema bestimmt auch etwas Interessantes produzieren können.

Und damit sind wir bereits beim letzten Lied des Albums. Es han-

delt sich bei *Eternal Destination* mit über sieben Minuten um das längste Stück des Albums und – so viel gleich vorweg – auch um eines der Stärksten. Auf ein überlanges Instrumental hat man nach dem enttäuschenden Versuch auf dem letzten Album verzichtet. Nach einigen sehr ruhigen und simplen Klängen greifen wuchtige Gitarren diese auf und verwandeln sie zu etwas richtig großem, geradezu epischem; aus Trauer wurde Dramaturgie. Auch der Gesang passt sich der Stimmung an und verkündet kraftvoll den Weltuntergang, ausgelöst durch das destruktive Verhalten der Menschen. Endlich wird das Thema vom Intro des Albums und (i. e. von *Katharsis*) wieder aufgegriffen und endlich mal gut vertont. Bedrohlich stampft das Lied voran, um jedwede fröhliche Melodie des bisherigen Albums auszuzudieren. Der Refrain kann dies dann nochmal toppen. Er vermittelt dieses düstere Gefühl, welches für das Album angekündigt wurde und nie wirklich zur Geltung kam. Auch die Chorpassage mit der sehr dramatischen Keyboardbegleitung fügt sich hervorragend ein. Nach dem zweiten Refrain drehen die Gitarren und vor allem das Schlagzeug in einem langsamen, stampfenden Rhythmus noch einmal richtig auf; und wenn man glaubt, das Lied habe seinen atmosphärischen Höhepunkt erreicht, erklingt Robses Tochter mit einer kleinen Sprechrolle. Wenn sie dann ganz unschuldig von Hoffnung spricht, davon, die Ressourcen, statt sie an destruktive Kräfte zu verschwenden, mehr in den Aufbau und in die Zukunft zu investieren, ist der Kreis zu Einsteins Einleitung zum Album geschlossen. Quintessenz: „Wir benötigen diese Erde, also sollten wir sie auch besser erhalten!“ Wenn dann die Band mit allem, was sie zu bieten hat, schlagartig einsetzt, Robses markerschütternder Schrei ertönt und das Lied langsam zum Outro übergeht, ist dies ein wahrlich fantastischer Moment. Ein ganz großes Lied, doch es kommt einem erstaunlich vertraut vor. Und tatsächlich war es mir möglich, knapp 50% meines Reviews vom Lied *Apokalypse* gänzlich unverändert in diesen Text einzubauen, so ähnlich sind sich bei-

de Lieder. Man verstehe mich an dieser Stelle bitte nicht falsch, der Song ist fantastisch und ich würde sogar sagen: besser als die Version vom Vorgängeralbum. Aber wenn das mit weitem Abstand das unangefochtene Highlight des gesamten neuen Album ist, dann ist das nicht unbedingt das beste Zeichen für die Entwicklung einer Band.

### Fazit

So fällt auch das Fazit relativ ernüchternd aus. Es gibt einige coole Lieder, doch das steht in keinem Verhältnis zu den Ideen und Ansätzen, die das Album beinhaltet. In fast jedem Stück erkennt man sehr leicht verschenktes Potential und die stärksten Momente hat das Album,

wenn es altes Material hervorholt (wie in *Rise again*) oder sich fast schon selbst kopiert (wie in *Eternal Destination*). Wirklich gut ausgebaut und durchdachte Ideen findet man eher selten. Man wollte ein Album mit einem düsteren Konzept schreiben, doch die meisten Stücke sind eher fröhlich mit einigen düsteren Riffs dazwischen, um künstlich ins Korsett zu passen. Textlich entwickelt sich die Band auch weiter zurück. Die Tatsache, dass sie nun mehr Texte mit ernstem, gesellschaftlichkritischerem Inhalt schreiben möchten, sorgt dafür, dass die Lyrics vom Hörer etwas näher ins Auge genommen werden, als wenn man eine humorvoll präsentierte Geschichte erzählen möchte (die im Übrigen auch noch von einem guten Verfasser

geschrieben wurde). Das Ganze klingt nun sehr negativ, doch ich habe das Album über sehr weite Strecken genossen, nur ist es leider nicht so gut wie alle Alben zuvor. Vielleicht muss man auch die Messlatte für die neuere Konstellation etwas weiter hinabsetzen. Die Zutaten und das Potential sind da, doch es ist noch viel Luft nach oben, um in alte Höhen emporzusteigen. Würde ich das Album empfehlen? Für diejenigen, welche die Band kennen und die Alben zuvor mochten, ja. Es bietet genug Material, was Euch gefallen sollte. Allen anderen würde ich eher zu den vier Vorgängeralben raten, welche für mein Empfinden eindeutig die bessere Wahl sind. Selbst der holprige *Erdentempel* war hier besser.

# LEBEN

## How to be American

East Side Story – Teil 2

VON LUKAS HEIMANN



*“And I’m proud to be an American where at least I know I’m free.  
And I won’t forget the men who died, who gave that right to me.  
And I’d gladly stand up next to you and defend her still today.  
‘Cause there ain’t no doubt I love this land, God bless the U.S.A.”*  
– Lee Greenwood, Proud to be an American<sup>1</sup>

**H**erzlich willkommen zum zweiten Teil meines Reiseberichts aus den (großartigen) Vereinigten Staaten von Amerika. Wie bereits angekündigt, werde ich mich in diesem Teil besonders auf die Eigenarten des Landes und seiner Bewohner konzentrieren. Denn – und das kann ich zweifelsohne sagen – hier ist einiges anders als in Deutschland.

Auch wenn es vielleicht manchmal so klingt: Ich will nicht sagen, dass das hier schlecht ist – ich finde nur manche Dinge, wie die Tatsache, dass Gemüsebrühe hier in Tetra-Packs statt Pulverform verkauft wird, schon ein bisschen lustig. Und genau diese kleinen Geschichten möchte ich mit euch, liebe Leser, teilen.

### Im Auto

Ohne Auto geht hier gar nichts. Ich käme nicht zur Arbeit, nicht zum Einkaufen, noch nicht mal weg vom Apartmentkomplex in dem ich untergebracht bin. Folglich haben so ziemlich alle Amerikaner (außer vielleicht jene, die in den Städten wohnen, in denen es echten ÖPNV gibt) ein Auto.

Und ganz grundsätzlich lässt sich feststellen: Verkehrsregeln sind erstmal optional, wenn nicht explizit ein Schild dransteht, dass bestimmtes Verhalten verbietet. An Ampeln an der Haltelinie halten? Macht keinen. Außer, es steht ein Schild da: „Stop here on red“, mit einem kleinen Pfeil der auf die Haltelinie am Boden zeigt. Auf einer mehrspurigen

Straße als langsamerer Fahrer möglichst rechts fahren? Erst, wenn ein Schild dran steht.

Auch ganz offensichtliche Sachverhalte werden durch Schilder nochmals klargestellt: Wenn einem der große Pfeil auf dem Boden noch nicht gezeigt hat, dass man sich auf einer Linksabbiegerspur befindet, tut es definitiv das Schild: „Left Lane must turn left“. Und an der Linksabbiegerampel, die wie in Deutschland mit Pfeilsymbolen leuchtet, steht zur Sicherheit auch noch ein Schild: „Left turn signal“. Wenn es keinen Grünpfeil für Linksabbieger gibt, steht an der Ampel der offensichtliche Hinweis: „Yield on green“ – man soll also dem Gegenverkehr Vorfahrt gewähren als Linksabbieger, wer wäre da drauf gekommen?

<sup>1</sup><https://vimeo.com/39383894>

Manchmal findet man auch Ampeln, die mit dem Hinweis „Wait for green“ gekennzeichnet sind. Auf den ersten Blick ganz amüsant, weil, wofür sonst die Ampel, aber in Amerika dann doch relevant: Man darf nämlich an Kreuzungen mit Ampel auch abbiegen, wenn es rot ist – außer das Schild steht da.

Vor Brücken stehen Schilder: „Bridge may be icy“ oder „bridge ices before street“ – Dinge, die man bei uns in der Fahrschule lernen würde. Jedoch habe ich mir sagen lassen, dass das hier ein bisschen anders abläuft: Theoretisch kann man sich ohne vorigen Unterricht einfach anmelden, muss einen kurzen und überaus simplen Test ausfüllen, und fährt dann am Termin der praktischen Prüfung einmal mit Schrittgeschwindigkeit über den Parkplatz des Supermarkts vor der Verkehrsbehörde – 25 Dollar, fertig. Kein Wunder, dass da auch offensichtliche Dinge auf Schilder geschrieben werden müssen.

Diese Textschilder-Überverwendung hatte ihren Höhepunkt in einem Schild, das ich auf meiner Rückfahrt von Long Beach Island nach Hause am Rand einer kleinen Landstraße irgendwo im Nirgendwo betrachten konnte. In den riesigen Lettern einer Tafel, die sonst an Baustellen für Verkehrsinformationen verwendet wird, wieß die Administration darauf hin, dass doch bitte alle vom Gesetzgeber vorgesehenen Verkehrsregeln eingehalten werden sollten – das werde auch kontrolliert! Von so einer Kontrolle habe ich allerdings nicht viel mitbekommen, es hätte sich auf dieser Straße allein vom Verkehrsaufkommen her auch nicht gelohnt.



Die einzige auf Schildern festgehaltene Verkehrsregel, an die sich offensichtlich niemand hält, ist die

Geschwindigkeitsbegrenzung. Wirklich alle fahren schneller. Ich habe von ein paar chinesischen Kollegen eine interne Wiki-Seite zum Leben hier nahegelegt bekommen (die leider zur Hälfte auf Chinesisch war), und sogar dort fand sich der Hinweis, es sei alles in allem sicher, ca. 10 Miles per Hour schneller zu fahren als erlaubt – man ist dann immer noch langsamer als alle anderen. So gar die großen LED-Tafeln an der Autobahn, die die Fahrtzeit bis zu bestimmten Orten in Abhängigkeit von der aktuellen Verkehrslage angeben, rechnen ganz offensichtlich mit Geschwindigkeiten schneller als die Vorschrift.

Aber letztendlich ist zu schnell fahren objektiv betrachtet gar nicht mal so schlimm: Dann fährt man statt 90 km/h halt 100 km/h auf der Autobahn. Denn, ja, die Tempolimits sind hier sehr niedrig. Bei einem kleinen Staat kann ich restriktive Geschwindigkeitsbeschränkungen ja noch verstehen: Dann wirkt das Land schlicht größer, wenn man es mit dem Auto durchquert. Aber die USA haben dazu eigentlich keinerlei Gründe. Immerhin gilt hier in Pennsylvania nicht die Regel, die ich im Urlaub in Florida kennenlernen durfte: Alle Autos sind entweder klein, alt, verbeult und an mindestens einer Stelle mit Duct-Tape verklebt, oder große, saubere, nagelneue SUVs.

Auf meinem Weg zur Arbeit komme ich im Auto immer an zwei anderen US-typischen Verkehrsphänomenen vorbei: Zum Einen sind das die Kreuzungen, die bei uns in Deutschland einfach „rechts vor links“ wären. Hier gibt es so etwas nicht, stattdessen stehen an allen vier Straßen Stoppschilder, und erstmal müssen alle anhalten. Dann fährt derjenige zuerst, der als erster angekommen ist – oder der, der sich zuerst traut. Zum Anderen ist das eine weitere große LED-Tafel mit mehr oder minder relevanten Informationen. Auf dem Weg zur Arbeit lese ich dann immer fröhliche Nachrichten nach dem Motto „abgelenkt Auto fahren ist so schlimm wie betrunken Auto fahren“ (Warum lenkt man mich für diese Information vom Autofahren ab!), oder auch, vor animierten

Flammen im Hintergrund: „No open burning anywhere!“ Bis zu diesem Zeitpunkt dachte ich, das Schild gehört zu einer Kirche, kündigt manchmal auch Gottesdienste an und zeigt Bibelsprüche und nützliche Tipps. Diese offenen Verbrennungen haben mich dann kurz sehr verstört – bis ich erleichtert aufatmen konnte: Das Schild gehört zur örtlichen Feuerwehr, die ihre in der Tat sehr schönen Retro-Feuerwerwagen bis dahin geschickt versteckt hatte.

## Im Supermarkt

Die Grundregel beim Einkaufen ist: Alles ist furchtbar überdimensioniert. Das geht beim Supermarkt los. Der hat nicht nur 24/7 geöffnet (was ich mir bei meiner Rückkehr nach Deutschland ganz negativ angewöhnt haben werde), sondern ist auch gefühlt tausendmal so groß wie der Nahkauf, den ich zu Hause in Deutschland frequentiere. Doch nicht nur der Laden selbst ist riesig – auch die Portionen, die man hier kriegt. Ganz grundsätzlich scheint hier nämlich zu gelten, je größer, desto billiger. Häufig sogar in absoluten Zahlen, und nicht nur, wie auch in Deutschland üblich, relativ. Du willst Putenbrust kaufen? Dann nimmst du am besten das Family-Pack mit 24 Stück drin! Oder Chips? Am besten der 2-Kilo-Beutel. Beziehungsweise 4 lb – schließlich gilt hier noch das imperiale System.

Ein Trend, der zu beobachten ist, ist der große Hype von „organic“ products. Das klingt nach Bio, wird auch immer ein bisschen frischer aufgemacht, und ist doppelt so teuer wie das gegenüberliegende, „regular“ Produkt. Und „organic“ gibt es hier überall: Natürlich zuerst in der Obst- und Gemüseabteilung, wo neben den organic products auch gleich ein Bild der Landwirte der local farm steht, die das Gemüse angebaut haben sollen. Mein Highlight jedoch: Ein Schild am Straßenrand, das mit „organic mattresses“ wirbt. Fazit also: Egal was es ist, und ob das vernünftig ist – schreib „organic“ dran und verkauf es teurer – das fällt eh keinem auf.

Und dann liest man auf einer Verpackung etwas von „97% fat free“ und fragt sich, warum sie dann nicht

gleich „3% fat“ draufschreiben – wäre ehrlicher. Ich glaube, das ist die ganz große Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit hier: Vordergründig will man gesund, organisch, biologisch, diet leben, aber wenn man auf die Details achtet, dreht sich das Bild schnell wieder.

### Im Fernsehen

Wie auch in Deutschland nehme ich mir hier sehr wenig Zeit für Fernsehen. Dennoch habe ich beim Frühstück im Poolhaus des Apartmentkomplexes jeden Morgen einen etwa 20-minütigen Einblick in das hiesige Frühstückfernsehen, das allen Klischees entspricht: Es gibt die Moderatoren, die vor einer ausgedruckten Skyline sitzen und über die Themen diskutieren; es gibt den Wettermenschen, der bei egal welchem Wetter draußen stehen muss; es gibt aber auch ein Wetter-Studio, in dem seine weibliche Assistentin ein Radarbild präsentiert und, auch wenn es sich um das regionale Programm handelt, auch immer auf die Waldbrände in Kalifornien eingeht. Es gibt einen Verkehrsbericht mit Satellitenbild, Webcams direkt am Ort des Stau verursachenden Unfalls, oder einen Helikopter, der den Verkehr filmt.

Und, ganz wichtig: „Action News“! Mein Highlight bisher: Der Bericht über die „Brain Eating Amoeba“, die krass grassiert. Ansonsten wird aber gerne über Vergewaltigungen durch zum Beispiel einen weißen Studenten, über schwarze Footballspieler, die sich aus Protest weigern, vor dem Spiel die Nationalhymne zu singen, und manchmal auch über Hillary Clintons gesundheitliche Probleme berichtet – seichte Unterhaltung auf ABC6. Leider fehlt mir hier ein bisschen die politische Einordnung des Senders – etwas, was man in Deutschland bei deutschen Medien einfach schon hat.

Aber bevor man sich zu viele Sorgen um politische Implikationen machen kann, läuft auch schon Werbung. Und die ist sehr spaßig, gerade im Vergleich zu deutscher Werbung. So gibt es zum Einen schlichtweg komische Produkte: zum Beispiel „baked beans the whole year“ – mehr als 12 unterschiedliche Sorten von einer

Firma, die offensichtlich ausschließlich Baked Beans produziert. Sehr verbreitet ist auch, dass sich bei lokalen Unternehmen am Ende des Spots der Chef kurz zu Wort meldet und kurz ein bisschen Unsinn nach dem Motto „Dafür stehe ich mit meinem Namen“ sagt – nur dabei irgendwie ein bisschen komisch wirkt, weil er als Inhaber eines lokalen Autohandels wie der Pate in einem großen, leeren, aber immerhin gut ausgeleuchteten Meeting-Raum sitzt.

Was man in Deutschland ja gar nicht kennt, ist das hier verbreitete Negative Campaigning, die Anti-Werbung für Konkurrenzprodukte – zwar nicht überall, aber in bestimmten Bereichen. Mit dem Slogan „Leave Sprint“ ruft der Mobilfunkanbieter Verizon zum Beispiel dazu auf, den überteuerten Konkurrenten mit dem schlechteren Netz zu verlassen. Insbesondere die politischen Spots für die Wahlen im November fokussieren sich fast ausschließlich auf die negativen Aspekte der Gegenkandidaten – und immer wenn ich so etwas sehe, bin ich im Zwiespalt: Natürlich möchte ich, dass auch jemand schlechte Seiten an einer Marke / einem Produkt / einem Politiker aufdeckt. Aber wenn es statt einem unabhängigen Journalisten der direkte Konkurrent ist, hat das einen komischen Beigeschmack, und wenn stattdessen die konstruktive Debatte mit den eigenen, positiven Eigenschaften unter den Tisch fällt, ist das gar nicht gut. Auf das Thema werde ich in der nächsten Ausgabe mit einem Fokus auf die anstehenden Wahlen nochmal zurückkommen.

Bis dahin läuft erstmal Werbung für ein Medikament, dass Schmerzen lindern soll. Schöne Bilder eines glücklichen Anwenders auf einer Wanderung mit Familie durch den Wald – doch als er über eine hübsche Hängebrücke klettert, wird die fröhliche Frauenstimme von einer in doppelter Geschwindigkeit abgespielten Männerstimme unterbrochen, die ganz offensichtlich alle Nebenwirkungen auf dem Beipackzettel vorliest: „Dieses Medikament macht sie anfälliger für Durchfall, sowie Krankheiten wie Tuberkulose...“, sagt der Mann, während der

Patient im Video seine fünfjährige Tochter hochhebt und liebevoll herumwirbelt. Ich blinzele verwundert, denn das ist eine ganz obskure Variante des deutschen „Zu Risiken und Nebenwirkungen...“

Aber da entsprechen die USA auch einfach wieder dem Klischee: Überall muss eine entsprechende Warnung dranstehen. Wann immer jemand in einem Spot mehr macht, als geradeaus gehen und in die Kamera lächeln, steht „Do not attempt“ dran. Bei jeder Autowerbung, in der man das beworbene Fahrzeug auf der Straße sieht, steht der Hinweis: „Professional driver on closed circuit“. Und das zieht sich subtil durch die gesamte Gesellschaft. Auf meinem Rückspiegel steht „Objects in the mirror are closer than they appear“. Auf der Toilette im Restaurant steht: „Employees must wash their hands“. Solange man die Einwohner dieses Land of the Free vor allen Kleinigkeiten gewarnt hat, kann nichts mehr schief gehen.

### Im Büro

Auch das Arbeiten ist hier in den USA ein bisschen anders als in Deutschland. Das mag einerseits natürlich an der subtil anderen inhaltlichen Ausrichtung bei uns im Unternehmen liegen: Wird in den deutschen Teams in der Regel Software entwickelt, ist unsere Niederlassung an der Ostküste eher ein Ort für Kundensupport und kundenspezifische Entwicklung. Allerdings ist auch generell das Klima im Büro ein subtil anderes.

Das geht am Eingang los. In Deutschland geht man durch eine anonyme Drehtür, ohne Zutrittskarte hat man keine Chance, das Gebäude zu betreten. Hier ist das anders: Es gibt zwar auch Kartenscanner, aber eben keine physische Zutrittsbeschränkung. Um es mit dem Worten eines Kollegen zu sagen: „No, we just have someone who yells at you.“ Und in der Tat, an den Eingängen steht immer ein tatsächlich sehr gut gelaunter, älterer Mann, der nett grüßt – so lange man eben seine Karte ordnungsgemäß scannt.

Im Büro selbst geht das dann weiter: Anders als in Deutschland üblich, wird hier in einem Großraum-

büro gearbeitet, und nur wenige haben feste Sitzplätze. Das ist sinnvoll, denn gerade durch die Reisen zum Kunden, oder durch Kollegen, die zum Beispiel aus China „on rotation“ für ein paar Monate hier arbeiten, herrscht eine ständige Fluktuation an Personal, der so flexibel begegnet werden kann. Trotzdem ist es, und das überrascht mich immer noch, überraschend ruhig – manchmal sogar ruhiger als in einem kleineren Büro, wenn der Kollege grad mal Besuch hat.

Beim Mittagessen ist man meistens teamübergreifend unterwegs, was den netten Seiteneffekt hat, dass man mal aus allen unterschiedlichen Bereichen hier etwas mitbekommt. Ein bisschen gruselig ist der Müll, der beim Essen produziert wird. Man kann sich natürlich auch ein Tablett nehmen und kriegt dann einen Teller an der Essensausgabe. Die meisten jedoch tun das nicht: Dann gibt es das Mittagessen in einem Pappkarton („to go“), man nimmt sich noch die Plastikgabel, füllt sich eine Cola in den Plastikbecher – und isst dann doch here und nicht to go. Hier zeigt sich wieder diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die ich bereits angesprochen habe: Unser Gebäude ist mit einem super Umwelt-Siegel für Energieeffizienz und Umweltfreundlichkeit ausgezeichnet – das Siegel hängt groß auf einer Glasplatte am Eingang –, aber jeder Gebrauchsgegenstand ist nach Benutzung für den Müll und sogar in der Kaffee-Ecke gibt es nur Pappbecher und Getränke aus Aludosen.

Zur Grundausstattung hier (gerade im Bereich Support) gehört ein Diensthandy. Das hat für mich den netten (oder gefährlichen) Nebeneffekt, dass ich mich noch nicht privat darum kümmern musste, eine Inlands-SIM-Karte zu erwerben. Aber auch schon mit dem Diensthandy kriegt man einen interessanten Effekt der amerikanischen Telekommunikation mit: Rufummern werden wesentlich schneller weiter-

vergeben als in Deutschland. Scheinbar ist es wirklich häufig so, dass jemand seine Rechnung einen Monat nicht bezahlt, dann wird seine Karte gecancelt, und im nächsten Monat ist die Nummer schon wieder neu vergeben. Ich kriege manchmal Anrufe und SMS von Menschen, die scheinbar die Vorbesitzerin der Nummer, eine Schwester in einem nahegelegenen Krankenhaus, erreichen wollen, und diesen Rufnummerwechsel noch nicht ganz mitbekommen haben. Ich habe auch schon Geschichten von einer Frau gehört, die bei einem solchen Anruf vergeblich versucht hat, eine doch nähere Verwandte zu finden, von der sie seit ein paar Monaten nichts gehört hat. Verzweifelt wollte sie vom neuen Inhaber der Nummer wissen, ob er Informationen über ihren Verbleib hätte – ganz offensichtlich konnte ihr nicht geholfen werden. Die netteste Anekdote ist jedoch die von einem Kollegen, dessen Handy früher scheinbar einem fischigen Drogen-Dealer gehört haben muss – jedenfalls kamen zu überraschenden Zeiten komische Anrufe. Nun arbeitet dieser Kollege jedoch in der Abteilung, die Services für US-Behörden anbietet, und meldet sich folgerichtig immer mit der Abteilungsbezeichnung: „National Security, how can help you?“ Die Anrufe haben sehr schnell aufgehört.



### In der Stadt

Abends hier wegzugehen läuft auch etwas anders als in Deutschland. Dort gibt es ja irgendwo eine doch recht strikte Trennung zwischen Bars mit Bedienung und Essen, und Clubs, in denen DJs auflegen, aber

erst mal Eintritt gezahlt werden muss. Hier ist der Übergang fließend, und die Lokalitäten sind in der Regel beides: Am Eingang steht nur jemand, der deinen Ausweis kontrolliert, und wenn du über 21 bist, bist du danach schon drin. Die Tische, an denen nachmittags noch Essen serviert wurde, sind etwas zur Seite geschoben, der Platz dazwischen ist ein improvisierter Dancefloor. In der Regel haben die Bars sogar mehrere Stockwerke und eine Dachterrasse mit eigenen Theken und unterschiedlicher Musik. Ist die Bar gerade nicht so cool, spielt sich der Vorteil des fehlenden Eintrittspreises aus: Man zieht einfach zur nächsten weiter. Das Faszinierende jedoch ist: Egal was kommt und egal wo du bist, um 2 Uhr morgens gehen alle nach Hause und die Bars schließen. Für Bars ist das ja auch in Deutschland irgendwie üblich, aber Clubs sind in der Regel länger besucht – hier jedoch, warum auch immer, nicht.

In den USA gibt es ein sehr striktes Verbot von „public drinking“. Wer mit offenen Behältern für Alkohol auf der Straße herumläuft, macht sich strafbar. Das wird besonders spannend bei Restaurants, die gerne mal Teile des Bürgersteigs als Außenbereich mitnutzen – hier darf auch kein Alkohol serviert werden. Manche Restaurants entscheiden sich daher, überhaupt keine alkoholischen Getränke anzubieten und haben eine BYOB-Policy: Bring your own booze. Du bringst dein Bier, deinen Wein einfach selbst mit, Gläser und Behälter mit Eis zum Kühlen stellt das Restaurant. Manchmal bietet sich sogar die hilfsbereite Kellnerin an, schnell für dich in den Supermarkt um die Ecke zu laufen, und dir ein Getränk deiner Wahl zu kaufen. Der Konsum im Restaurantbereich auf der Straße geht dann auf eigenes Risiko, und manche „verstecken“ die Flaschen einfach unter dem Tisch. Andere jedoch lassen die Weinflasche offen auf dem Tisch stehen – noch habe ich niemanden gesehen, den die Polizei deswegen abgeführt hätte.



Abb. 3.1: Eine Farm der Amish



Abb. 3.4: Hopewell Furnace



Abb. 3.2: Blick von den Art Museum Steps auf Philadelphia



Abb. 3.5: Blick auf den Delaware River vor Philadelphia



Abb. 3.3: China Town in Philadelphia



Abb. 3.6: Liberty Bell

“Look, our forefathers died for the »pursuit of happiness«, okay? Not for the »sit around and wait of happiness«. Now if you want, we can go to the same bar, drink the same beer, talk to the same people every day or you can lick the Liberty Bell.”

– Barney Stinson

Als Gast und letztendlich auch Tourist habe ich mich natürlich nicht nur der Eigenheiten von Land und Leuten gewidmet, sondern auch dem Sightseeing. Von zwei Reisen möchte ich hier noch berichten.



### All the Luck of the Amish

Am Montag, dem 5. September, war hier *Labor Day* – ein Feiertag, den ich zum Anlass genommen habe, eine kleine Rundreise in Richtung Landesinnere zu unternehmen. Hier geht es nämlich fürwahr historisch zu! Keine Viertelstunde von meiner Unterkunft entfernt findet man zum Beispiel den *Valley Forge National Historic Park*, in dem im Winter 1777-78 GEORGE WASHINGTON und seine Armee während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs spontan überwintern mussten. Und so findet man neben rekonstruierten Holzhütten insbesondere auch von den Freimaurern gestiftete Triumphbögen und Statuen von mehr oder weniger wichtigen Unabhängiggenerälen.

Gerade an einem öffentlichen Feiertag war diese Stätte als Sinnbild für großen Nationalstolz natürlich gut besucht, und so bin ich, nach einer kleinen Rundtour mit dem Auto (ja, alles ist ganz nett befahrbar mit Parkplätzen an den wichtigen Stellen) weiter in Richtung Westen gefahren.

Der nächste Stop auf der vom Reiseführer vorgeschlagenen Route war die *Hopewell Furnace National Historic Site*. Was erst nur wie ein Park-

platz mit angeschlossenem Souvenir-Shop aussah, entpuppte sich als eine der interessantesten Orte dieses Tages. Hinter dem Info-Zentrum versteckt lagen nämlich fast ein Dutzend sehr gut in Stand gehaltene Gebäude einer alten Eisenverarbeitungsstätte – von einem Hochofen über das Haus der Besitzer bis hin zu Häusern der Arbeiter ist noch vieles auf dem Stand des frühen 19. Jahrhunderts, alles liebevoll eingerichtet und zum betreten einladend. Am Wochenende laufen wohl kostümierte Arbeiter und Bauersfrauen auf dem Gelände herum; das sich noch drehende Mühlrad in Kombination mit den „Achtung heiß“-Schildern lässt sogar erahnen, dass hier manchmal noch Eisen geschmolzen und gegossen wird. Leider war mein Besuch am Labor Day an einem Montag, sodass ich ohne Bespaßung auskommen musste, doch das großartige Ambiente war schon spannend genug.

Weiter nach Westen hat mich meine Reise dann in das Gebiet des *Pennsylvania Dutch County* geführt. Diese Gegend wird von den *Amish People* bewohnt, Anhängern einer protestantischen Glaubensgemeinschaft, die im 18. Jahrhundert aus Europa ausgewandert sind, um religiöser Verfolgung zu entgehen, und heute in weiten Teilen noch wie damals leben. Das bedeutet Pferdewagen statt Auto, keinen Strom, viele Kinder, traditionelle Kleidung und Abgeschlossenheit. Hier lohnt sich einfach die idyllische Landschaft mit den kleinen weißen Farmen mit Silos hier und da.

Ephrata ist eine Stadt im Dutch County mit der angeblich größten amischen Bevölkerung Amerikas. Ich habe hier einen Halt für ein Klostereingelegt, das zwar sehenswert sein soll, mir aber die 10 Dollar Eintritt dann doch nicht wert war. Ansonsten lohnt sich der Besuch wahrscheinlich nur, wenn mit dem *Green Dragon Market* freitags ein großer

Bauern- und Handwerkermarkt am Stadtrand stattfindet.

Auf das nahegelegene Lancaster habe ich auf Empfehlung meiner Familie verzichtet, und bin direkt weiter in Richtung meines Abendessens gefahren: Nach kurzem Zwischenstopp bei einem amischen Antiquitäten- und Souvenir-Geschäft sowie bei ein paar Trump-Supportern (ich werde in der nächsten Ausgabe in Details gehen) zum Restaurant „Good 'n Plenty“, das seinem Namen tatsächlich gerecht wurde. Hier wird man, was als allein Reisender echt praktisch ist, einfach mit knapp zehn anderen Menschen an einen Tisch gesetzt und isst gemeinsam Hausmannskost wie Beef-Stew, Potatoes, Beans, Ham, Fried Chicken, Noodles und Corn bis man platzt – und dann kommt der Nachtisch: Pie, Cheesecake, Ice Cream, ... Ich war den ganzen Abend sehr gut unterhalten und habe mich sehr satt auf die Heimreise gemacht.

### Philadelphia isn't just a brand of cream cheese

Wenn man an der Ostküste unterwegs ist, kommt man um Philadelphia nicht herum. Da ich dann doch Recht in der Nähe wohne, gilt das für mich natürlich umso mehr. Mein Kommilitone Jonas, der bereits im NEOLOGISMUS vom Juli diesen Jahres über Philadelphia als eine der großen Städte der Ostküste berichtet hat, hat die wichtigsten Fakten ja bereits zusammengefasst: Fünftgrößte Stadt der Staaten, Heimatort der *Liberty Bell*, Unterzeichnungsort der *Declaration of Independence*. Und gerade diesen historischen Hintergrund kann man schwer verleugnen, wenn man in der Stadt ist. Ich persönlich hatte das Gefühl, Philadelphia besteht zu 70% aus Statuen von wahrscheinlich sehr verdienten Menschen, die mir aber völlig unbekannt sind, und zu 30% aus Baustellen. So war bei meinem Besuch zum Beispiel ein

Park, durch den man von der zentralen *City Hall*, lange Jahre per Gesetz das höchste Gebäude der Stadt, auf den Benjamin Franklin Parkway zum *Philadelphia Museum of Art* mit seiner berühmten Treppe<sup>2</sup> geht, zur Zeit eine große Baugrube. Immerhin, man ist dem Motto der Stadt treu geblieben und hat an den Bauzaun Zitate von US-Präsidenten über Liberty und Freedom gehängt.

Der historische Stadtkern mit den Stätten der Unabhängigkeit hat die praktische Eigenschaft, recht kompakt zu sein. Neben dem *National Constitution Center* an der Independence Mall steht direkt das *Independence Visitor Center* und dann das *Liberty Bell Center*. Letzteres ist dann auch der einzig wirklich relevante Besuchsort: Hier steht, wie der Name vermuten lässt, die bereits angesprochene Liberty Bell, die für viele Amerikaner *das* Symbol für Freiheit ist. Ganz offensichtlich natürlich bei der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung, aber auch bei Frauenrechten und beim Civil Rights Movement in den 60ern – „Let freedom ring...“ Der Eintritt ist kostenlos, man erfährt ein paar nette Geschichten, warum die Glocke einen Riss hat (der natürlich auf der Seite ist, die von allen fotografiert wird), und man sieht natürlich dieses bedeutende Nationaldenkmal.



Weiter geht es dann mit der *Library Hall*, in der die Unabhängigkeitserklärung verfasst wurde, die man aber leider nur besuchen kann, wenn man sich vorher im Independence Visitor Center kostenlose Karten abgeholt hat. Ich war zu faul, wieder zurückzugehen, und habe mich – vorbei an einigen weiteren Gebäuden aus der Zeit der frühen Nation – in Richtung Delaware River gemacht. Hier soll, geschätzte 80 km von Mündung in den Atlantik entfernt, WILLIAM PENN, der Gründer der damals noch britischen Kolonie Pennsylvania, 1682 gelandet sein. Allein für den Ausblick über den Fluss lohnte der Besuch, wenngleich er bei meiner Ankunft nicht von kolonialistischem Pioniersgeist, sondern viel mehr von der Stimmung einer mexikanischen Unabhängigkeitsfeier begleitet wurde, die an diesem Tag dort stattfand. Mehr oder weniger unbeeindruckt von den atztekischen Tänzern auf der Bühne und den Leuten am Nesquik-Stand, die kosten-

los ein neues Kakao-Produkt verteilt haben („proudly made with *real milk*“), bin ich mit Schlenker über den *Washington Square* (mehr Statuen, wer hätte es gedacht) noch zum Geheimtipp meines Reiseführers gegangen, dem *Reading Terminal Market*. Wahrscheinlich wäre ich besser ein bisschen früher in den in einem ehemaligen Bahnhof eingerichteten „gastronomischen Basar“ gekommen – manche der Händler hatten ihre Waren bereits zusammengepackt. Dennoch konnte man durch die Gänge schlendern, frischen Fisch und frisches Gemüse kaufen (auch wenn die Erdbeeren im Angebot nicht mehr so frisch aussahen), und einen frisch gebrühten Kaffee to go – Sorte des Tages: Bollywood Blend – kaufen und sich anschließend sehr amerikanisch vorkommen.

Und dann führte mich mein Weg auch schon wieder zurück nach Hause, wo nach Besichtigung der „alten Freiheit“ in Philadelphia ein Blick auf die „neue Freiheit“ mit dem *Snowden*-Film von OLIVER STONE wartete. Mit diesem Blick auf Freiheit möchte ich für diese Ausgabe auch schließen, denn er bietet eine halbwegs vernünftige Überleitung in mein Schwerpunktthema für den nächsten Artikel: die anstehenden Präsidentschaftswahlen. In diesem Sinne: Bis zum nächsten Mal, und *God bless the USA*.

<sup>2</sup>Der Boxer Rocky aus dem gleichnamigen, hier spielenden Film hat diese Treppe offensichtlich zum Training benutzt. Fragt mich nicht, ich habe den Film nie gesehen.

# De Arte Magica

## Die wahre Kunst der Bühnenmagier

VON JANNIK BUHR

Hach, wie schön sind doch Semesterferien für den gemeinen Studenten; und es sei angemerkt, dass „gemein“ hier mit „gewöhnlich“ und nicht etwa mit „böswillig“ verwandt ist. Statt nach einem gehetzten Frühstück gleich zur Universität zu eilen, bleibt reichlich Zeit für einen zweiten erhellenden Kaffee und einen heißen NEOLOGISMUS-Artikel, wobei die Zuordnung der Adjektive freilich beliebig ist. Es bleibt sogar die Zeit für einen dritten Kaffee. Eigentlich könnte man den ganzen Tag nur Kaffee trinken, wenn da nicht dieser menschliche Drang wäre, der sich „Neugier“ nennt. Tatsächlich schließt sich beides jedoch nicht aus, und so verbrachte ich häufig die Zeit während des entspannten Frühstücks damit, Darbietungen von Bühnenmagiern auf *YouTube* zu verfolgen. Die Frage nach dem „Warum?“ könnte ich als Spitzfindigkeit abtun, werde sie aber im Kontext noch beantworten. Besonders eine Show der beiden Las-Vegas-basierten Magie-Veteranen PENN und TELLER namens *Fool Us* hatte es mir angetan.

In diesem Fernsehformat treten die unterschiedlichsten Magier auf und erhalten im Anschluss Feedback von den beiden. Dieses Feedback gehört mit zu dem besten, das mir je zu Ohren und unter die Augen gekommen ist, da sie eine beeindruckende Stärke besitzen, die individuellen Stärken des Darbietenden herauszuarbeiten und diesen zu ermutigen, damit zu arbeiten. Zeitgleich schleusen die beiden Bühnenprosfs kleine Hinweise ein, dass sie verstanden haben, wie der Trick funktioniert, und sollte es ihnen nicht gelungen sein, die Darbietung zu durchschauen, erhält der Magier noch einen eher trivial anmutenden Pokal dafür, die beiden reingelegt zu haben. Dass ich diesen Pokal, der ja immerhin Namensstifter der Sendung ist, als nebensächlich bezeichne, liegt an einer der Fähigkeiten von Magiern, die



Foto: Cuuenta – deviantart.com (proprietär)

ich als Grundeigenschaft der besten Acts identifiziert habe. Den talentiertesten unter ihnen geht es niemals in erster Linie darum, irgendjemanden hereinzulegen. Die wahre Absicht der wirklich guten Magier liegt immer darin, Menschen zum Lachen, Schmunzeln und Staunen zu bringen, und das auf eine sympathische, nicht überhebliche Weise. Wie wird man nun aber zu einem guten Magier? Sind es elaborierte Fingerfertigkeiten? Redegewandtheit? Ein übernatürlich flinker Verstand? All diese Dinge sind ohne Frage hilfreich, jedoch nicht die Grundvoraussetzung.

Die wichtigste Fähigkeit auf der Bühne ist ohne Frage die, sich in den einzelnen Zuschauer im Speziellen und in das gesamte Publikum im Allgemeinen hineinzusetzen. Die Notwendigkeit hierfür zeigt sich bereits bei den simpelsten Tricks wie beispielsweise dem Verschwindenlassen einer Münze. Zu jedem Zeitpunkt des Kunststücks muss sich der Magier bewusst sein, was der Zuschauer sieht und aus welchem Winkel er auf das Geschehen blickt.

Vernachlässigt der Darbietende dieses Grundprinzip, läuft er Gefahr, dass sich die Münze im Handballen oder hinter den Fingern blicken lässt. In gewisser Weise muss der Magier in der Lage sein, seinen Verstand in zwei Hälften zu teilen, um gleichzeitig sowohl die eigenen Bewegungen koordinieren, als auch die Wirkung auf den Zuschauer erfassen zu können. Mit der Erfahrung weitet sich dieser doppelte Blickwinkel auf den gesamten Auftritt aus, sodass Bühnenmonologe und eingebaute Gags stimmiger wirken.

Warum nun aber dieser Artikel, wenn doch 99% der Leser selbst gar keine Bühnenmagier werden wollen? Nun, man muss kein Zauberer sein, um zu erkennen, dass die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen und mehr zu sehen als nur den eigenen Blickwinkel, mehr als hilfreich ist. Dieser Artikel lässt sich daher auch als Appell verstehen, ab und an mal einen Schritt zurück zu treten, um das Gesamtbild zu erfassen. Lasst uns alle ein ganz klein wenig mehr wie Magier denken.

# KREATIV

## 11 Zahlen

Oder eigentlich: 11 Aktionstage

VON JENNIFER KRIEGER

Dieser Teil meiner Serie über größtenteils unnötige Informationen müsste eigentlich „11 Aktionstage“ heißen; ich werde eine Aufzählung von elf Aktionstagen, die im September stattfinden, vornehmen, die ob der Begrenzung auf elf Elemente natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Ebenso würde ich mir nicht anmaßen, zu behaupten, dass dies die relevantesten Aktionstage des Monats waren/sind. Hintergrundgeschichte dazu: ich habe in meiner Schulzeit mal einen grandiosen Taschenkalender geschenkt bekommen, in dem Unmengen von Aktions-/Gedenk-/Feiertagen verzeichnet waren, was

half, so manch langweilige Unterrichtsstunde aufzuheitern. Vor Kurzem stieß ich nun auf eine Webseite<sup>1</sup>, welche über spezielle Tage und ihre Hintergründe informiert. Diese sei insbesondere Freunden subjektiv gesehen unwichtiger Informationen empfohlen.

- 01. Sep. ist in Deutschland der Weltfriedenstag (1966 in der DDR ausgerufen).<sup>2</sup>
- 03. Sep. der Tag des Wolkenkratzers. Geburtstag von Louis Sullivan, einem amerikanischen Architekten.
- 07. Sep. der Welttag des Bartes. Ursprung leider nicht bekannt.
- 08. Sep. der Weltalphabetisierungstag. 1965 von der UNESCO ins Leben gerufen.
- 09. Sep. gilt vorwiegend in den USA als Tag des Teddybären.
- 13. Sep. der Tag des positiven Denkens. Initiatorin: die amerikanische Unternehmerin Jake Hellbach.
- 19. Sep. ist der parodistische Feiertag „Talk Like a Pirate Day“
- 21. Sep. der Tag der Software-Freiheit. Initiiert durch die Free Software Foundation im Jahre 2004.
- 25. Sep. in einigen Ländern „National One-Hit Wonder Day“.
- 29. Sep. der internationale Tag des Kaffees. Genauer Ursprung auch hier leider unbekannt.
- 30. Sep. der Tag des deutschen Butterbrots scheint wohl nur wenigen bekannt zu sein. Schade eigentlich.

<sup>1</sup>dertagdes.de

<sup>2</sup>Die UNO rief 1981 dazu auf, jährlich am 21. September den Weltfriedenstag zu feiern.